

Im Kühlschrank brennt immer ein Licht

Bearbeitet von
Hilla Janssen

1. Auflage 2015. Taschenbuch. ca. 303 S. Paperback

ISBN 978 3 596 30008 2

Format (B x L): 12,7 x 19 cm

Gewicht: 340 g

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Janssen, Hilla
Im Kühlschrank brennt immer ein Licht

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

La donna è mobile	9
Serenata Italiana	35
Die Punica-Oase?	50
Der Supergau	73
Drei-Wetter-Taft	82
Antonio Banderas	95
Fingerabdrücke	110
Die neue Waschmaschine	121
Zeigt her eure Füße	132
Fünf Tequila und einen Eimer, bitte!	142
Lyrik	154
Al Capone	166
Aber sie muß leicht schmecken ...!	181
Rigoletto	192
Stinkmorchel	206
Ja, ich will!	222
Prêt-à-porter	238
Buon Avventura!	253
Rom	262

Das Maß ist voll	275
Killing him softly	286
Qual pium' al vento ...	298

La donna è mobile

Heute fuhr Christus gen Himmel, René gen Honolulu, und ich saß schlecht gelaunt im Bummelzug nach München und drückte mir die Nase an der Fensterscheibe platt. Der Blick nach draußen hob meine Stimmung ungemein: Die Wolken hingen in Kniekehlenhöhe, dichter Regen klatschte gegen die Fenster – es war, als führe man durch eine Turbo-Waschstraße. Ein erholsames Wochenende bei den Eltern hinter mir, eine bis auf den letzten Krümel geleerte Chipstüte neben mir und der erschreckende Gedanke an mehr als sieben Fahrtstunden vor mir, so hockte ich mißmutig unter unsympathischen Spießern im vollgepfropften Großraumwagen.

Zugfahren war Zeitverschwendung. Was konnte man schon tun außer essen, lesen oder ein paar flotte Socken stricken? Nun, da ich beim Reisen grundsätzlich auf schwere, sperrige Bücher verzichtete und statt dessen lieber ein zusätzliches Kleidungsstück in den bereits zum Bersten gefüllten Koffer stopfte und da Stricken noch nie meine Stärke gewesen war, blieb nur noch ersteres, und ich öffnete schon einmal vorsorglich den obersten Hosenknopf.

So, und wo zum Teufel steckte nun der pickelige Jüngling mit dem scheppernden Bollerwagen? Mir war nach Schokolade, und zwar nach einer Familienpackung!

Vielleicht sollte ich einfach versuchen, mich ein wenig zu entspannen, und ein kleines Nickerchen halten. Gesagt, getan. Ich machte es mir in meinem Sitz so bequem wie eben möglich und stopfte mit der linken Hand meine Jeansjacke in die Lendengegend, während die Rechte zielsicher nach jenem magischen Knöpfchen tastete, mit dessen Hilfe man die Rückenlehne ein Stück nach hinten beamen konnte und somit garantiert die

Sympathie des Hintermannes auf sich zog, dessen Beine sich mit einemmal in einem Schraubstock befanden. In der Hoffnung, möglichst bald in der Waagerechten zu landen, stemmte ich beide Füße fest auf den Boden und preßte das Rückgrat mit aller Kraft gegen die Lehne, die sich jedoch lediglich ein paar müde Zentimeter neigen wollte. Meinem unermüdlichen Druck hielt sie locker stand, doch plötzlich, kaum hatte ich gewagt, ein wenig Atem zu schöpfen, wurde ich mit einem Ruck wieder nach vorn in die Ausgangsposition katapultiert. Drei weitere Versuche, meinen Sitz in ein gemütliches Lager zu verwandeln, scheiterten kläglich, und ich gab mich wütend und erschöpft geschlagen. Die Hände locker in den Schoß gelegt, schloß ich die Augen und zwang mich, einige Male tief und gleichmäßig durchzuatmen.

Was nun folgte, war der Tragödie zweiter Teil: Plötzlich wurde heftig an meiner Lehne gerüttelt, und eine fette, graublau getönte Sumpfschnepfe mit passendem Salonpudel in Blö ließ sich schräg hinter mir in den Sitz plumpsen. Die Schnepfe schnaufte wie eine D-Lok, der elende Köter kläffte in einer Tour, und ich, mit den Fingern in kreisenden Bewegungen die Schläfen massierend, fragte mich, wie ich dieses Drama in den nächsten Stunden überstehen sollte.

Ein paar ungezogene Gören rannten lärmend durch den Gang, und der Hund blaffte wütend hinter ihnen her. Nein, dies war beim besten Willen nicht auszuhalten. Hatte ich nicht irgendwo noch ein Päckchen Ohropax? Verzweifelt wühlte ich in meiner Umhängetasche, doch mit einemmal glitt mir das teure Designerstück aus den Händen und landete auf meinen Füßen. Heute ging aber auch alles schief! Lippenstifte, Haarspray, Bürste, Kugelschreiber, was frau noch sonst so mit sich herumschleppt, rollte nun lustig auf dem schmierigen PVC-Boden herum. Leise vor mich hinfluchend, ging ich auf Tauchstation.

Der Pudel lauerte unter meinem Sitz und empfing mich mit drohendem Knurren, während ich versuchte, meine Siebensachen einzusammeln. Ich hoffte inständig, Frauchen würde

die blaue Bestie zurückpfeifen, doch die Sumpfschnepfe schien nicht im geringsten zu interessieren, was sich dort unten vor ihren angeschwollenen Füßen abspielte.

Plötzlich schnappte der Köter nach meiner Hand. Oho, das ging entschieden zu weit, da mußte ich mich wehren. Mit der Haarbürste haute ich dem Vieh kurz auf den Schädel, worauf es erstaunt aufjaulte und schleunigst den Rückwärtsgang einlegte.

»Ja mei, was hast denn du mit mei'm Mausi g'macht?« keifte die alte Schachtel aufgebracht, und eine runzlige, wenn auch perfekt manikürte Hand schob sich unter das Hundebäuchlein und hob das wütende Tier auf den sicheren Schoß.

Ich kroch zurück auf meinen Sitz und drehte mich um: »*Ich* habe gar nichts gemacht, *Ihr* exaltierter Köter hat sich in blinder Raserei den Kopf gestoßen, vielleicht kommt er jetzt endlich zur Besinnung und hält die Klappe!«

Eine frische Röte stieg plötzlich in das blaßgepuderte Schnepfengesicht, und ein eingefallenes Mündchen entblößte dritte Zähne: »Mei, hat man dafür Töne! Des is' ja a ausg'machte Unverschämtheit! Also, die Jugend von heit ...«

»Entschuldigung, gehört dies Ihnen?« hüstelte ein Herr im Greisenalter, der auf der anderen Gangseite saß und mir eine Packung Tampax unter die Nase hielt. Ich schämte mich in Grund und Boden. »Nun ja, äh ...!«

Der Opa jedoch nickte freundlich, und ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß der gute Mann bestimmt nicht den leise-
sten Schimmer hatte, was er da gerade in seinen zittrigen Hän-
den hielt. Schließlich pflegten die menstruierenden Frauen
seiner Zeit lediglich auswaschbare Baumwolltücher in die Lie-
bestöter zu stopfen.

Heftiger Harndrang machte sich bemerkbar, ein typisches Zei-
chen von Nervosität. Ich lächelte dem Opa zu und machte mich,
mit einem kleinen Sagrotanfläschchen bewaffnet, auf den Weg
zur geradezu einladend duftenden Toilette. Ich zwängte mich
in den in modischem Türkis getünchten Raum, hob mit spitzen
Fingern den Klodeckel, desinfizierte die Brille, stellte mich in

gebeugter Grätschhaltung über die zugige Öffnung und hielt mich hin und her schwankend mit einer mit Toilettenpapier umwickelten Hand am Waschbecken fest. Niemals setzte ich mich auf ein fremdes Klo, niemals! Erst recht nicht im Zug oder Flugzeug, wer weiß, was man sich da alles holen konnte! Nach jahrelangem Training war meine Oberschenkelmuskulatur hart und fest, von Cellulites keine Spur.

Vor dem Spiegel zog ich mein Sweatshirt hoch und entblößte mein Bäuchlein. Kein Zweifel, ich hatte zugenommen. Diese Kugel war vor ein paar Tagen noch nicht dagewesen, da war ich sicher. Immer wenn ich meine Eltern besuchte, war es das gleiche Spiel: Meine Mutter mästete mich wie ein Spanferkel, trotz meiner heftigen Proteste. Kaum war ich über die heimatische Türschwelle getreten, empfing mich der betörende Duft von frisch gebackenem Apfelkuchen, von dem ich bereits im Stehen ein Stück hinunterschlang. Oder auch zwei.

Doch dieses Mal war es besonders schlimm gewesen. Vor zwei Wochen hatte ich in München meine Abschlußprüfung zur Reiseverkehrskauffrau erfolgreich abgeschlossen, was zu Hause natürlich gebührend gefeiert werden mußte. Selbst mein älterer Bruder Ludwig, »Kronprinz« und unangefochtener »Star« unter uns Kindern, war zu diesem Anlaß aus Düsseldorf gekommen. Meine Mutter hatte sich mit »Lammkeule à la bretonne« wieder einmal selbst übertroffen, es hatte nicht nur einen, nein, es hatte sogar zwei Nachschläge gegeben, und in die abschließende Mousse au chocolat hatte ich mich geradezu hineingesetzt. Waren die »drei Großen« schließlich zu Bett gegangen, zog ich mich mit meinem Bruder Tim, dem Kleinen – zugegeben, er überragte mich mittlerweile um zwölf Zentimeter –, in die Küche zurück, wo unter der Abzugshaube ein Zigarettenchen geraucht und endlich in Ruhe geredet wurde. Tim war dann irgendwann nach oben in sein Zimmer geschlichen, um nach weiteren Zigaretten zu suchen, während ich mit meinem Hinterteil auf der modernen Glaskeramik-Kochfläche sitzen geblieben war und mich nachdenklich in der Küche umgeschaut hatte. Bis auf den neuen Herd hatte sich nichts, aber

auch gar nichts verändert, alles sah immer noch aus wie vor zwanzig Jahren. Selbst der alte Kühlschrank tat's noch, der, als könne er Gedanken lesen, plötzlich einladend zu summen begonnen hatte. Als mein Brüderlein wieder in die Küche gekommen war, hatte es mich vor dem sperrangelweit geöffneten Kühlschrank vorgefunden, wo ich, gefräßig, wie ich nun einmal war, im Schneidersitz auf dem Fußboden hockte und mit der Zunge die Schüssel Mousse ausschleckte.

Sonntag mittag hatte sich Ludwig auf den Weg nach Düsseldorf gemacht und nur unter Murren zusätzlich zu seinen wichtigen Fachbüchern auch sein heißgeliebtes Schwesterlein eingepackt, um es dann am Hamburger Hauptbahnhof auch möglichst schnell wieder an die frische Luft zu setzen.

Der Abschied von Tim hingegen war mir diesmal besonders schwergefallen. Er nahm mir immer noch übel, daß ich nach München gegangen war und ihn zurückgelassen hatte. »Und nun willst du sogar in ein anderes Land ziehen! Dabei brauche ich dich hier«, hatte er beim Abschied gesagt, »wie kannst du mich nur mit den beiden Fossilien allein lassen?«

Jemand rüttelte an der Klotür. Schnell wusch ich die Hände, entriegelte das Türschloß und zwängte mich an einem speckigen Lederdreß vorbei, in dem ein abgewracktes Mädels steckte.

»Hat aber auch lange genug gedauert«, meuterte die Punkerbraut, die ein brüllendes Kleinkind auf dem Arm hielt.

»Tut mir leid«, entgegnete ich achselzuckend. Das arme Kind.

Aus dem verseuchten Raucherabteil erklangen herzerfrischende Melodien vom betrunkenen Kegelclub aus Fischkopfhäusern: »An der Nooordseeeküstee ...« Wahrscheinlich war man unterwegs zur Weinprobe an die Mosel – falls noch was reinpassen sollte.

Der Salonpudel lag auf dem Boden und döste, und ich rutschte vorsichtig auf meinen Sitz. Warum war ich eigentlich so gereizt? Dazu bestand doch kein Grund, im Gegenteil: Ich war wieder ungebunden, ich hatte meine Prüfung bestanden, die

Welt stand mir offen, und nächste Woche ging es für ein Jahr als Au-pair-Mädchen nach Italien!

Nun, über den schönen René müßte ich doch mittlerweile hinweg sein. Ohne mich zu informieren, hatte er auf einem »Traumschiff« angeheuert und schipperte von nun an als Patis-sier um die Welt. Wie schön für ihn. Nie würde ich unsere letzte Nacht vergessen. Ich war mit einem Mann ins Bett gegangen und mit einem Lebewohl-Zettel wieder aufgewacht. Und das zwei Wochen vor meiner Abschlußprüfung. Man konnte von Glück sagen, daß ich nicht mit Pauken und Trompeten durchgerasselt war!

Doch das Kapitel René war jetzt ein für allemal abgeschlossen. Fest hatte ich mir vorgenommen, nur noch nach vorn zu schauen und die Vergangenheit hinter mir zu lassen. Ich wollte weg. Einfach nur weg. Vor allem weit weg, und Italien, das Land, in dem die Pomeranzen wachsen, das Land, in dem bekanntlich schon der Taugenichts sein Glück gesucht hatte, war genau das richtige. Ich mochte kleine, pflegeleichte Kinder, ich könnte mich nebenher ein wenig im Kochen üben, und nicht zu vergessen: Ich würde sogar diese wunderbare Sprache erlernen!

Meine Eltern, beide Pharmazeuten, waren skeptisch, weil ich ganz allein in »so ein chaotisches Land« und noch dazu in eine mir völlig fremde Familie gehen wollte. Sie hatten mir beim Abschied nahegelegt, noch etwas »Vernünftiges« zu studieren, und wären sogar bereit gewesen, mich weiterhin finanziell zu unterstützen, würde ich mich für Pharmazie oder gar Medizin entscheiden und somit in ihre Fußstapfen treten. Im Grunde genommen bestand die gesamte Verwandtschaft aus Ärzten und Apothekern. Auch Ludwig, der schon zu Schulzeiten ein Überflieger gewesen war, hatte sich spontan für Pharmazie entschieden, war in Lichtgeschwindigkeit durchs Studium geprescht und trat bereits im Herbst eine hochkarätige Stelle an der Düssel-dorfer Uni an.

Tja, ich war aber nun einmal kein Überflieger, und vernünftig war ich schon gar nicht. Nicht, daß mich ein wissenschaftliches

Studium nicht gereizt hätte, doch als mir bewußt wurde, daß meine Eltern nur darauf spekulierten, daß ich es ihnen gleichtat, verwarf ich diesen Gedanken schnell.

Nach dem Abitur hatte ich erst einmal eine Weile gejobbt. Ich war vielseitig talentiert, und genau das war mein Problem, denn ich wußte beim besten Willen nicht, für welchen Beruf ich mich entscheiden sollte. Eigentlich konnte ich von allem etwas, aber nichts richtig – was natürlich enorm bei der Studien- und Berufswahl half.

Ich war ausgesprochen sportlich, hatte darüber hinaus eine Begabung für Fremdsprachen, und in besonderem Maße lag mir die Musik.

Als ich etwa neun Jahre alt war, kauften meine Eltern ein Klavier. Sie organisierten einen senilen Lehrer – eigentlich war er Organist –, der einmal wöchentlich ins Haus kam, um uns Kindern todlangweilige Kadenzen einzutrichtern. Bei Ludwig war von Anfang an Hopfen und Malz verloren, er durfte nach ein paar Monaten auch gleich wieder aufhören. Ehrlich gesagt wußte ich nie genau, ob er, der er doch sonst nicht zu schlagen war, sich nur so dumm anstellte, damit ihn meine Eltern von dieser Tyrannei befreien, oder ob er wirklich so unmusikalisch war. Tim hielt ein wenig länger durch, während ich, wer hätte das gedacht, sieben Jahre vollmachte. Zwar übte ich lediglich an Sonn- und Feiertagen, wenn überhaupt, und ließ Woche für Woche vollkommen ungerührt die Strafpredigt meines strengen, oft furchterregend vor ungezügelmtem Zorn wetternden Lehrers über mich ergehen. Aber so manches Mal schlotterten mir doch die Knie, und das war dann, wenn ich den Choleriker wieder einmal so gereizt hatte, daß er einen seiner berühmt-berühmtesten Wutanfälle bekam, denn dann war er unberechenbar. . .

Hobelmann hieß der Gute, und so gewaltsam, wie man hobelt, so spielte er auch Klavier. Herr Hobelmann, ein kleines Wichtelmännchen, stets pünktlich auf die Minute, pflegte am Anfang der Stunde oft selbst ein wenig zu klimpern, bis ich mich bequemte, das Klavierzimmer aufzusuchen. Einmal hatte ich

die Tasten vorsorglich mit Klebstoff präpariert, und meine Mutter mußte dem fluchenden Greis mit der Acetonflasche zu Hilfe eilen. Da er nach diesem Streich noch immer nicht genug zu haben schien, beschloß ich, ihm mit Tims Hilfe eine letzte Lektion zu erteilen.

An einem Schießstand auf dem Kirmesmarkt hatte mein kleiner Bruder eine gar wundersame Plastikblume geschossen. Ein Blümlein, das mit einem etwa achtzig Zentimeter langen biegsamen Stengel ausgestattet war, innen ausgehöhlt und am unteren Ende mit einem Blasebalg versehen. In der Mitte der Blüte befand sich ein Loch. Mit anderen Worten: Es handelte sich um einen Scherzartikel, denn der kleine Blasebalg ließ sich mit Wasser füllen – und den Rest kann man sich denken.

Unser Klavier stand im Bügelzimmer. Es war jedoch nicht fest an die Wand gerückt, denn es diente als Raumteiler. Auf der Rückseite war es mit einem Dekostoff bezogen, dessen Muster sich nicht nur in der Gardine, sondern auch in der Bügelbrettauflage wiederfand.

Wir wollten Herrn Hobelmann mit unserem Blümlein eine kleine Freude machen und befestigten es kurz vor Beginn der Klavierstunde so, daß es hübsch am Klavierlamphenhals emporrankte, den Pianisten brav anlächelte und von der Rückseite des Klimperkastens unbemerkt betätigt werden konnte.

Das Blümlein wurde frisch gewässert, und Tim verschanzte sich in gebückter Haltung hinterm Pianoforte, als Hobelmann pünktlich um siebzehn Uhr die Treppe hinaufgestapft kam. Ich saß bereits brav vor den Tasten und spielte Chopins »Regentropfen-Prélude« in Des-Dur. Lange hatte ich überlegt, ob ich nicht doch lieber ein Scherzo molto vivace in G-Dur auswählen sollte, um den guten Mann schon einmal ein wenig auf unsere kleine Überraschung einzustimmen, doch letztendlich entschied ich mich für die Regentropfen, die bekanntlich erst leise plätschern und dann in einer Sintflut enden. Mir erschien das durchaus passend.

Es klopfte.

»Herein, wenn's kein Hobelmann ist!« rief ich frech und erhob mich wohlgezogen, um dem Wurzelzweig die Hand zu reichen.

»Guten Tag, Irmgard«, seufzte Hobelmann und ließ sich in einen Sessel fallen, der schräg hinter meinem Schemel stand. »Ich gehe davon aus, daß du nicht geübt hast – es sei denn, man hat dich mit Geld bestochen.«

Da lag er nicht falsch, mit Speck fing man bekanntlich Mäuse. Meine gehörlose Großmutter hatte mir einmal zehn Mark versprochen, wenn ich »O du fröhliche« und »Ihr Kinderlein kommet« einstudierte und damit ihr Weihnachtsfest bereicherte. Ich hatte sie nicht enttäuscht.

Herr Hobelmann betrachtete gelangweilt seine gelben Fingernägel: »Nun, dann beginnen wir mit Smetanas Moldau auf Seite sechzehn, mit der wir uns bereits seit Ostern herumschlagen. Versuche erst einmal die rechte Hand. Die Linke üben wir dann übernächsten Monat, und sollte der Himmel uns gnädig gestimmt sein, kannst du das Stück Weihnachten vielleicht schon zweihändig spielen.« Das hörte sich gut an. Mit Druck erreichte man bei mir sowieso nichts. Er wollte die Moldau, er sollte sie haben – kam garantiert noch besser als ein paar läppische Regentropfen!

Zufrieden vor mich hingrinsend, suchte ich aus einem Stapel Klaviernoten »Smetanas Gesammelte Werke« heraus, schlug die zerfledderte Seite sechzehn auf und begann mit der rechten Hand, die ersten Takte zu spielen. Natürlich gab ich mir die größte Mühe, so holprig wie nur eben möglich über die Tasten zu stolpern, damit Herr Hobelmann selbst das Zepter in die Hand nahm und demonstrierte, wie man's richtig machte. Es dauerte auch nicht lange, und das Wichtelmännchen war kurz vorm Nervenzusammenbruch.

»Das ist ja nicht zu fassen!« japste er mit hochrotem Kopf. »Was habe ich dir eigentlich in den letzten Jahren beigebracht?«

»Nicht viel«, entgegnete ich keck.

»Auch noch Widerworte geben, das hat mir noch gefehlt! Weg da, jetzt zeige *ich* dir mal, wie die Moldau fließen muß.«

Es war zu schön, um wahr zu sein. Kaum hatte mein gestrenger Lehrer auf dem Schemel Platz genommen und ein wenig Smetana gesmettert, da trat die Moldau auch schon über die Ufer. Tim grölte, ich grölte, und Hobelmann, dem die kleine Erfriechung leider nicht so gut bekommen zu sein schien, grölte auch – nur anders:

»Ja, sapperlot! Das ist ja eine bodenlose Unverschämtheit! Wo ist eure Mutter? Frau Schneider, Frau Schneider, kommen Sie schnell!«

Im Nu sprang der Wurzelzwerg auf und stürzte sich auf Tim, der immer noch hinterm Klavier verschanzt auf dem Boden hockte und sich den Bauch vor Lachen hielt. Hobelmann schüttelte ihn heftig hin und her und auf und ab, und dann, ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen, setzte es eine schallende Ohrfeige.

Noch nie hatte man uns geschlagen, es sei denn, wir Kinder prügeln uns gegenseitig – doch das war ja wohl ganz etwas anderes. Geschwind eilte ich meinem Bruderherz zu Hilfe und trat dem Orgel-Greis mit voller Wucht von hinten in die Kniekehle.

»Oje, oje!« jaulte das Männlein und wollte schon zum Schlag gegen mich ausholen, als plötzlich die Tür aufsprang und meine Eltern im Raum standen.

»Was ist hier los?« donnerte mein Vater.

»Um Himmels willen, Herr Hobelmann, haben Sie sich etwas getan?« rief meine Mutter und schlug bestürzt die Hände vors Gesicht.

Anklagend deutete ich mit dem Zeigefinger auf die pitschnasse Hobelvisage: »*Er* war es, *er* hat *uns* was getan, er hat uns ganz feste verhauen!« schrie ich und kniff Tim in den Po, damit er mitzog.

»Ja, ja!« heulte Tim. »Wir haben überhaupt nichts gemacht, und dieser Gartenzwerg dort hat plötzlich vollkommen grundlos auf uns eingepügelte. Ich werde wochenlang in der Schule fehlen müssen! Ich glaube, er hat mir den Unterkiefer gebrochen, uaaah!«